

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 31 (1941)
Heft: 13

Artikel: Wilhelm, König von Bern : zum 50. Todestag von "Dr.Bäri", am 30. März 1891

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636576>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Insel Malta im Mittelmeer

In der Mitte des Mittelmeeres, zwischen Sizilien und der afrikanischen Küste, gleichweit entfernt von Gibraltar wie von Port Said am Suezkanal, diesen beiden Schlüsselpunkten des Seeverkehrs, ist Malta einer der Hauptpfeiler britischer Herrschaft. Durch die von Kanonen starrenden Seefestungen Gibraltar, Port Said und durch das zentrale Malta ist es England möglich ohne eigentliches koloniales Hinterland und ohne große Truppenmacht die wichtige Verkehrsstraße des Mittelmeeres, den Seeweg nach Indien, fest in der Hand zu halten.

Wie Gibraltar so ist auch Malta zu einer nach menschlichem Ermessens uneinnehmbaren Festung gemacht worden. Von Natur besonders begünstigt, durch die tiefen, reichlich eingeschnittenen, fjordähnlichen Buchten, welche durch steil aufragende Felsterrassen flankiert sind, ist Malta und besonders seine Hauptstadt La Valetta ein Kriegshafen von allerster Bedeutung. Er ist das tägliche Ziel der italienischen und deutschen Bombenangriffe.

La Valetta wurde im Jahre 1566 unter dem Großmeister des Johanniterordens Jean de la Valetta befestigt und nach ihm benannt. Es liegt an der Nordküste der Insel auf einer schildigen Landzunge zwischen reich gegliederten Buchten mit ausgezeichneten natürlichen Häfen (Marsa Muscetto und Grand harbour). La Valetta ist Großbritanniens Hauptflottenstützpunkt im Mittelmeer. Hier befinden sich ein höchst bedeutsames Marinearsenal, ein Marinespital und zahlreiche Kasernenanlagen. Die großen Reparaturdocks sollen aber durch die unablässigen Fliegerangriffe der letzten Wochen bereits unbrauchbar geworden sein.

Malta ist sehr dicht bebölkert. La Valetta selbst zählt 48,000 Einwohner. Die Sprache der Bevölkerung ist nicht etwa italienisch, wie man wegen der Nähe Siziliens leicht annehmen könnte (Entfernung von Sizilien ca. 90 km, von der afrikanischen Küste ca. 350 km), sondern eine Art arabisch, von dem behauptet wird, daß sich darin noch viele Überreste einer uralten Mittelmeersprache, die etwa dem phönizischen oder aramäischen gleichzuziehen wäre, erhalten hätte. Die offizielle Umgangssprache ist englisch.

Eigenartige Bauten von sonst nirgends bekannten Ausmaßen geben davon Kunde, daß Malta bereits in frühvor-

geschichtlicher Zeit, als der Mensch nur erst Steinwerkzeuge kannte, eine kulturelle Blütezeit erlebt hat. Schon drei Jahrtausende vor Christi Geburt muß es ein Zentrum seebeherrschender Mittelmeerkultur gewesen sein. Gewisse Bauten, die mit der fruhgriechischen oder fruhkretischen Kultur einige Verwandtschaft zeigen, sind Zeugnisse eines hohen kulturellen Lebens, zu einer Zeit, da im übrigen Europa der Steinzeitmensch noch in Höhlen häusste. Um das Jahr 1000 v. Chr., als die Phönizier als füchte Geefahrer die Gestade des Mittelmeeres bis nach Spanien beherrschten, stand Malta unter phönizischem Einfluß, später unter dem des reichen, benachbarten Karthago. 242 v. Chr. gelang es den Römern die Insel zu erobern und länger als 1000 Jahre blieb sie nun im Besitz Roms, bis die römische Herrschaft im Jahre 870 durch diejenige der Araber abgelöst wurde. Um das Jahr 1100 wurde Malta von Normannen besetzt und ihrem sizilianischen Reiche eingegliedert. So blieb es unter wechselnder sizilianischer Herrschaft, bis im Jahre 1530 Kaiser Karl V. Malta den aus Rhodos vertriebenen Johanniter-Rittern über gab, die hier ihr geistliches und weltliches Zentrum aufrichteten und im Kampf gegen die Türken von hier aus Großes leisteten. Seit jener Zeit haben die Johanniter-Ritter den Namen Malteser-Ritter angenommen. Der Herrschaft der Malteser-Ritter bereitete Napoleon im Jahre 1798 ein Ende. Die Insel mußte an die Franzosen abgetreten werden, denen sie die Engländer im Jahre 1800 wegnahmen. Seit dieser Zeit ist Malta englisch. Heute ist es, wie bereits erwähnt, das Hauptquartier der englischen Mittelmeersflotte, ein höchst wichtiges Kohlen-, Öl-, Munitions- und Proviantdepot für die britischen Handels- und Kriegsschiffe. Die enorme Stärke seiner Festungswerke lassen es uneinnehmbar erscheinen; aber die unablässigen italienisch-deutschen Kampffliegerangriffe haben seine Bedeutung soweit herabgezogen, daß es als Flottenstützpunkt heute nur mehr bedingten Wert hat. Außerdem ist ihm in seestrategischer Hinsicht ein gefährlicher Konkurrent in der seit einigen Jahren stark befestigten italienischen Insel Pantelleria erwachsen, die an engster Stelle des Mittelmeeres, mitten zwischen der Küste von Tunesien und von Sizilien, den Seeweg kontrolliert. Voraussichtlich werden um Malta noch entscheidende Kämpfe zu erwarten sein. S.

Wilhelm, König von Bern

Zum 50. Todestag von „Dr. Bäri“, am 30. März 1891

Es gab in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wohl kaum einen Stadtberner, der diesen sonderbaren Kauz nicht persönlich oder doch wenigstens vom Hörensagen gekannt hätte. Er war der stadtbernerische Eulenspiegel, bei allem Volke bekannt durch seine guten und mehr noch durch seine schlechten Witze, weshalb die Kunde von seinem gewaltsamen Tode — Dr. Bäri nahm sich in Brugg durch Erschießen das Leben — zuerst wenig Glauben fand, weil man allgemein annahm, die Nachricht von seinem Tode sei ein neuer Witz, und der Tote werde bei Gelegenheit wieder aus irgend einem Winkel hervorziehen und die guten Berner über den neuen Reinsfall tüchtig auslachen. Doch die Kunde bewahrheitete sich, und Alt und Jung hatte im Anfang Mühe, sich eine der typischsten Verónlichkeiten aus dem Stadtbild von Bern hinwegzudenken.

Einem guten, altpurgerlichen Bernerhause entstammend — einer seiner Brüder amtierte als Notar in Oakland, Kalifornien, ein anderer war ein bekannter Pfarrer irgendwo im Bernerland — war Willy schon in früher Jugend ein ganz absonderlicher Knabe, recht eigentlich der Kobold des Hauses, der durch seine losen Streiche und Lumpenstücklein seine Eltern, Geschwister, Verwandten und Bekannten manchmal fast aus dem Häuschen brachte. Und wie es vor 50 und mehr Jahren auch in sog. bessern Familien Mode war, wollten Eltern und Erzieher des jungen „Bäri“ dessen Teufelchen mit Körperstrafen aus ihm herausprügeln. Allein diese erreichten gerade das Gegenteil von dem, was man erhoffte, und da man ihm wenig oder keine Liebe entgegenbrachte und Willy für Haus und Umgebung das ausgemachte und fertige „enfant terrible“ war und blieb, so kann

er, der im Grunde ein sehr liebedürftiges Herz besaß, stets fort auf neue lose Streiche, die er später zum Teil in einer von ihm herausgegebenen Schrift niedergelegt hat.

Eltern und Verwandte waren froh, als der „Säubub“ nach vollendeter Schulzeit sein Ränzel schnürte und einige Jahre im Ausland verbrachte und dort sogar unters Militär ging. Doch das Heimweh trieb ihn bald wieder in sein geliebtes Bern zurück, wo ihn die Not arbeiten lehrte. Er wurde Journalist, führte eine gute, manchmal zu spitz Feder, so daß er auch in diesem Beruf recht unliebsame Erfahrungen machen mußte. In einem sporadisch erscheinenden, humoristisch-satirischen Blättchen, betitelt „Dr. Bäri“, trat er gegen Personen, denen er nicht grün war, oft in beleidigender Weise auf, ließ sich von augenblicklichen Eindrücken leiten und verleiten, und so geriet er, ohne es zu wollen, oft mit ehrbaren Leuten, die dem öffentlichen Leben durchaus fern standen, in Streit und Hader, und zerzauste sie nach Noten. Das Blättlein ging dann wieder ein, aber der Name „Dr. Bäri“ ist dem Herausgeber bis an sein Lebensende geblieben. „Zur Erinnerung an die feftliche Einweihung der Kirchenfeldbrücke“ ist eine andere Schrift, die Dr. Bäri im September 1883 herausgab. Bezeichnenderweise steht darin aber auch nicht ein Wort über die Brücke selbst, sondern es ist eine Zusammenstellung über die Entstehung und Entwicklung der Stadt Bern, weil, wie er am Schlusse der Schrift sagt, er mit einer weitern Geschichte der Kirchenfeldbrücke dem Publikum nicht lästig fallen und dem Festkomitee in dieser Hinsicht keine Konkurrenz machen wollte. Das gute Herz von Dr. Bäri zeigt sich auch hier, indem er das Schriftchen durch Schulbuben vertreiben und den Reingewinn der Ferienversorgung armer Primarschüler zukommen ließ. Dem Eidg. Schützenfest, das im Jahre 1885 in Bern abgehalten wurde, widmete Dr. Bäri ebenfalls einige originelle Auffäße. Er bezeichnet dasselbe als das größte und schönste Nationalfest, Wilhelm Tell als eigentlichen Nationalheiligen und die Festhalle ist für ihn der wahre Nationaltempel. Eine besondere Lanze bricht er in dieser Schrift für die gefährdeten Zeiger und — die Kellnerinnen. Für die ersten zeichnete er persönlich Fr. 25.—, und das Wohl der vielgeplagten Serviertöchter legte er dem festbesuchenden Publikum mit folgenden Worten ans Herz: „Am Fest, Ihr liebe Lüt, svt fröhlich, svt lustig, das ghört derzue u Dir dörffet o so ame Jümpferli es Gspähl säge, es wird mitlache, aber schwätzet eso, daß es d'Frou, daß es d'Schwötere daheime ghöre dörffte. Dir wärdet de nid wenig derzue bytrage, d'Feststimmig z'hebe und ihre, i möcht säge, so ne rächt e solanze Charakter z'gä. Dir heit also ghört, hei-n-Ech die fründliche Chärlinerinne guet u flingg särwirt, so vergässet se de nid, es thuet ne o wohl, un öb Dir de es Fränkli schließlich meh bruchet, so heit Der de doch ds Bewußtshy, öpperem öppis Guets tha z'ha! ...“

Bon losen Streichen, die Dr. Bäri verübte, erzählt man sich beinahe so viele, wie von Till Eulenspiegel, nur mit dem Unterschied, daß Bäris Stücklein auf Wahrheit beruhen, so unwahr sie auch scheinen mögen: Eine seiner Tanten, die er gerne beerbte hätte, wollte nicht sterben, und ihm auch bei Lebzeiten nicht unter die Arme greifen. Um sie zu ärgern, ging er an einem Neujahrsmorgen zu einem bekannten Schreiner, schnitt ein möglichst betrübtes Gesicht und meldete ihm allen Ernstes, seine Tante sei letzte Nacht gestorben und der Schreiner möchte doch hingehen und das Maß zu ihrem Sarge nehmen. Nichtsahnend führte dieser den Auftrag aus und traf natürlich die nicht sterben wollende Tante in voller Gesundheit an.

Ein andermal ließ Dr. Bäri in einer vielgelesenen Bernerzeitung ein Inserat erscheinen, in welchem in großer Aufmachung mitgeteilt wurde, morgen würden die Muhen im Bärengraben gefloren und die Berner sollten sich doch ja diese seltene Gelegenheit nicht entgehen lassen. Natürlich fanden sich die Gwundrigen in Masse am Bärengraben ein, mußten aber bald vernehmen, daß am betreffenden Tage der 1. April war und sie durch ein „Bäristücklein“ zum Narren gehalten worden waren.

Auf sein Kinderwägelein soll Dr. Bäri die Worte haben malen lassen: „D'Lüt sv Chüe“, und sein Portrait gab er als einen Kopf heraus, wie er auf Fünffrankenstückchen zu sehen war, mit der Umschrift am Rande: „Wilhelm König von Bern 1883.“ Mit diesen Worten soll er sich einmal irgendwo am Bodensee einem deutschen Fürsten vorgestellt haben, der natürlich nicht wenig erstaunt war, daß das demokratische Bern einen leibhaftigen König besaße.

Sein letzter „Wib“ war der, als er sich an einer von dem bekannten Arbeitersekretär Dr. Wassiliiff zusammenberufenen Kellnerinnenversammlung in eine solche verkleidete und ebenfalls daran teilnahm. Darüber las man in einer Berner Zeitung u. a.: „An dieser Versammlung, die am Mittwochabend (4. März 1891) stattfand, nahmen etwa 40 Kellnerinnen teil, alte und junge, schöne und häßliche, und mit besonderem Vergnügen mag Herr Wassiliiff wahrgenommen haben, daß auch eine in landesübliches Kostüm gekleidete flotte, wenn auch nicht gerade hübsche Bernerin erschienen war, also eine Vertreterin des den sozialistischen Bestrebungen nicht gerade günstig gesinnten ländlichen Elements. Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung mit einer Anrede, in welcher er die Misere der dienenden Klassen lebhaft geschildert und die Vorzüge genossenschaftlicher Vereine auseinandergesetzt haben soll. Als er fertig war, und vermutlich mit dem eigentlichen Geschäft beginnen wollte, ergriff oben erwähnte Bernerin das Wort und bemerkte, sie finde nicht viel Neues in dem von Herrn Dr. Wassiliiff Vorgebrachten und glaube nicht, daß daselbe genüge, um die Bildung eines besonderen Vereins zu motivieren. Rednerin habe bloß sagen wollen und sei deswegen in dem Kostüm erschienen, denn — setzte sie nun mit tiefer männlicher Stimme hinzu — „dem Dr. Bäri hätte man sonst den Eintritt verweigert!“ Gewaltige Bewegung unter den Anwesenden, zunächst unter den Kellnerinnen, welche sich fast die Hüften ausrenten, um zu sehen, ob denn wirklich die bekannte Persönlichkeit in der Bernerin stecke, aber auch beim Vorsitzenden, welcher, anstatt gute Miene zum bösen Spiel zu machen, Dr. Bäri aufforderte, den Saal zu verlassen. Aber nun widerlebten sich die Kellnerinnen dieser Hinauswaltung, weil Dr. Bäri schon seit Jahren für die Verbesserung des Loses der arbeitenden Klassen eingetreten sei. Da blieb Herrn Wassiliiff nichts übrig, als für dieses Mal abzubrechen, und die Versammlung löste sich unter großer Heiterkeit auf.“

So wären noch eine Menge „Stücklein“ von Dr. Bäri zu erzählen, aber es waren nicht alle so harmlos, obwohl er stets eine Mehrzahl als Lacher auf seiner Seite hatte.

Wo es galt, Not und Elend zu lindern, da gab er oft seinen letzten Baaten und sogar eigene notwendige Kleider her, auch wenn er mit den Seinen selber in Not war und oft nicht wußte, wie und wo er das zum Leben Notwendige hernehmen sollte. Viele, denen Unrecht geschah, besaßen in dem redgewandten Dr. Bäri einen vortrefflichen Verteidiger, dem sie übers Grab hinaus warmen Dank schuldeten. Aber, wie schon angedeutet, handelte er auch im Gutestun vielfach unüberlegt und mit Überstürzung, so daß er oft gegen seinen Willen mehr verdarb, als er Gutes leistete, denn es ging ihm, wie man etwas sagt, stets das Herz mit dem Verstand durch. Ein ganz unentwirrbarer Charakter war Dr. Bäri, bei vielen ebenso beliebt wie bei andern gefürchtet und verhafht wegen seines losen „Mauls“, dem er, besonders in angehöiterter Stimmung, keine Zügel anlegte. Trotz viel Not, Entbehrungen und Krankheit — er litt an Epilepsie — liebte Bäri das Leben, und so ist sein gewaltvamer Tod nur als Folge seines zerrütteten Geisteszustandes zu erklären.

Das „Berner Tagblatt“ schrieb zum Tode von Dr. Bäri, „daß der Mann in seinem Leben viele bitter gekräntzt habe“, fügt jedoch auch hinzu, daß angefichts eines solchen Ausgangs auch der Groß verschwinden müsse. — „Ja, Dr. Bäri hat manchen zopfbürgerlichen Aristokraten und geizigen Geldproßen mit seiner satirischen Zunge gezwängt, aber ganz Unrecht hat er selten jemanden getan. — Die Erde sei ihm leicht, dem alten lustigen Rat der Stadt Bern.“